

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 47 (1971-1972)
Heft: 4

Artikel: Entwicklungshilfe - nüchtern betrachtet
Autor: A.K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079957>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entwicklungshilfe- nüchtern betrachtet

Von A. K.

Der Entschluss

Wie bei vielen jungen Leuten regte sich auch bei mir während des Studiums der Wunsch, nach Absolvierung der Hochschule für einige Zeit im Ausland tätig zu werden. Ich wollte fremde Länder, interessante Leute und andere Sitten kennen lernen und wusste, dass dies in jungen Jahren, unbelastet von einer eigenen Familie, leichter möglich ist.

Als ich meine Studien als Architekt beendet hatte, schloss ich mich einer politischen Bewegung junger Akademiker an, die es sich zum Ziel gemacht hatte, mit originalen Ideen und frischen Kräften einen neuen Wind in die Politik meines Heimatkantons zu bringen. In stundenlangen Diskussionen besprachen wir unser Parteiprogramm. Dabei beschäftigten uns nicht nur die vordergründigen Probleme unseres Kantons und der Schweiz, sondern auch Fragen der internationalen Solidarität. Kein Wunder also, dass wir auch auf die Entwicklungshilfe zu sprechen kamen.

Ich fand bald einmal, den vielen Worten müssten Taten folgen. Mir wurde klar, dass der Einsatz als Entwicklungshelfer das politische und menschliche Interesse an fernen Ländern und Völkern und tatkräftige Mithilfe auf hervorragende Weise kombiniert.

Um meine Neugier zu stillen und gleichzeitig etwas Grundsätzliches zu leisten, meldete ich mich beim Politischen Departement für einen Einsatz im Rahmen des Programms «Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit» an.

Die Ausbildung

Die Entwicklungshilfe der Schweiz bringt «Experten» und «Volontäre» zum Einsatz.

Experten arbeiten im Rahmen eines klar umschriebenen Projekts, das in einem Entwicklungsland zur Ausführung gelangt. Auf Grund der Art dieser Projekte werden die Posten bestimmt, an denen Experten eingesetzt werden müssen, worauf diese Experten durch Ausschreibung der Stellen gesucht werden.

Bei den Volontären wird der umgekehrte Weg beschrieben. Wer als Volontär eingesetzt werden möchte, meldet sich beim Politischen Departement an, worauf dann untersucht wird, ob sich der Freiwillige von seinem Beruf her eignet, irgendeinem Entwicklungsland helfend zur Verfügung gestellt zu werden.

Da Architekten offenbar gut verwendbar sind, kam es bei mir zum Klappen. Bevor ich allerdings das Aufgebot für den Ausbildungskurs bekam, hatte ich eine Prüfung zu bestehen. Diese bestand aus einem Test in der Amtssprache, also in der ehemaligen Kolonialsprache meines Einsatzlandes (Französisch), einer sanitarischen Untersuchung und einem Gespräch mit einem Psychologen.

Nachdem mir eröffnet worden war, dass ich als technischer Berater im Ministerium für öffentliche Bauten der Republik Ruanda vorgesehen war, durfte ich ins Ausbildungszentrum der Schweizer Entwicklungshelfer einrücken.

Der achtwöchige Kurs, den ich hier zu absolvieren hatte, war gut aufgebaut und bildete eine ideale Einführung in die mannigfaltigen Probleme, die einem Schweizer Volontär im Entwicklungsland begegnen.

Moghegno

Das erwähnte Ausbildungszentrum befindet sich seit Jahren im kleinen Tessinerdorf Moghegno im Maggia-Tal.

Ich fand es überaus sympathisch, dass von Anfang an versucht wurde, nicht nur Theorie aufzutischen, sondern auch die handfeste Praxis zum Zuge kommen zu lassen. So lernten wir das Zubereiten von Mahlzeiten und wurden in die Grundkenntnisse des Schreinerns und der Elektroinstallation eingeweiht. Als besonders nützlich sollte sich in der Folge das Ausführen kleiner Reparaturen am Auto erweisen, was uns ebenfalls beigebracht wurde.

Überhaupt wurde Wert auf eine Angewöhnung ans einfache Leben gelegt. Dazu diente nicht nur die handwerkliche Ausbildung, sondern auch die konsequent zweckbezogene Theorie.

In diesen Unterrichtsstunden erhielten wir umfassende Informationen über unseren Einsatz. Während die praktische Ausbildung zu einem grossen Teil durch die Kursteilnehmer selbst erfolgte, da sich unter diesen Vertreter der verschiedensten Berufe wie Schreiner, Laboranten, Ingenieure, Lehrer, Krankenschwestern, Elektriker und Metzger befanden, wurden zur Vermittlung der theoretischen Kenntnisse meistens Gastreferenten beigezogen.

Filme, Vorträge und Diskussionen machten uns mit den verschiedenen Religionen, mit der Geschichte (vor allem auch der Kolonialgeschichte), der Geographie und aktuellen politischen Problemen der Entwicklungsländer bekannt. Dabei wurde teilweise in kleinen Gruppen gearbeitet, in denen sich jeweils jene Kursteilnehmer zusammenfanden, die für das gleiche Land vorgesehen waren.

Als sehr wertvoll erwies sich meiner Meinung nach die Aufgabe, ein Relief des künftigen Einsatzlandes herzustellen. Wir bekamen so eine buchstäblich plastische Vorstellung unseres Arbeitsgebietes.

Warnung vor Illusionen

Ein erfreulich grosser Teil unserer Ausbildungszeit war psychologischen und soziologischen Problemen gewidmet. Es wurde sogar ein eigentliches soziologisches Seminar veranstaltet.

Dabei galt es, uns von Anfang an nüchtern und sachlich auf das vorzubereiten, was unser harrte. Man bereitete uns also sozusagen auf eventuelle Misserfolge vor.

Wir wurden vorsichtigerweise im vornherein gewisser idealistischer Vorstellungen beraubt. Ehemalige Entwicklungshelfer, die in die Heimat zurückgekommen waren, orientierten uns über die Lage, die wir antreffen würden. Sie schilderten die Erfahrungen, die sie im Einsatzland gemacht hatten, und trugen zu einem ungeschminkten Bild entscheidend bei.

Gerade diese absolut objektive Information kam mir später zunutze. Ich musste nie das Gefühl haben, man habe mir irgendetwas vorgegaukelt. Ich wusste genau um die Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen haben würde, und war daher später auch besser in der Lage, sie zu meistern.

Während die Experten oft ohne grosse psychologische Vorbereitungen in ein Entwicklungsland reisen, wissen die Volontäre, was sie erwartet. Daher lassen sie sich weniger entmutigen und verstehen die Haltung der Einheimischen aus deren Situation heraus.

In der achtwöchigen Kursdauer war übrigens ein einwöchiger Aufenthalt im Tropeninstitut Basel eingeschlossen. Dort wurden nicht nur die nötigen Impfungen vorgenommen, sondern wir erhielten auch wichtige Hinweise für das Leben unter besondern klimatischen Bedingungen. Dabei wurde ein Schwergewicht auf die Verhütung und das Erkennen uns unbekannter Krankheiten gelegt.

In Bern waren dann noch die administrativen Arbeiten zu erledigen. Die Normalverpflichtung als Volontär dauert zwei Jahre. Ausnahmsweise können auch Verträge für eine etwas kürzere Zeitspanne geschlossen werden. Es kommt übrigens auch vor, dass Entwicklungshelfer ihren zweijährigen Vertrag von ihrem Einsatzort aus verlängern, weil es ihnen so gut gefällt.

Kigali

Meine Anstellung brachte es mit sich, dass ich in Kigali, der Hauptstadt Ruandas, wohnte. Kigali entspricht kaum den Vorstellungen, die sich ein Europäer von einer Hauptstadt macht. Es zählt lediglich 7000 Einwohner, von denen rund 4000 Europäer sind.

Aber Kigali ist eben eine typische Verwaltungshauptstadt. Sie ist erst spät zu dieser Ehre gekommen und steht gegenwärtig in voller Entwicklung. Schon bilden sich ausserhalb der Quartiere mit den Regierungsgebäuden und den Häusern der Europäer kleine Slums.

Die Kleinstadt Kigali hat den Vorteil, dass man einander kennt. Unter den Europäern herrschen daher oft enge Beziehungen. Von den 200 Schweizern, die gegenwärtig in Ruanda leben, wohnt etwa die Hälfte in der Hauptstadt, so dass man von einer recht ansehnlichen Schweizerkolonie sprechen kann.

Da Ruanda im Programm der schweizerischen Entwicklungshilfe ein ähnliches Schwergewicht wie Nepal erhalten hat, dürften es mehr als hundert Eidgenossen sein, die hier als Freiwillige oder Experten ihrer beratenden Tätigkeit nachgehen. Ungefähr 50 Schweizer arbeiten für verschiedene Missionen, während die restlichen Landsleute für Privatfirmen tätig oder gar selbständig sind.

Ruanda

Ruanda und Burundi waren früher der Treuhänderschaft Belgiens anvertraut. Nachdem die beiden Provinzen am 1. Juli 1962 ihre Selbstständigkeit erlangt hatten, trennten sie sich in Feindschaft.

Es mag überraschen, dass das verhältnismässig kleine Ruanda, das doch in einem Hochland gelegen ist, die grösste Bevölkerungsdichte Afrikas aufweist. Das erklärt sich wohl aus seinem Klima, vielleicht aber auch aus seiner Geschichte.

Ursprünglich lebten hier hackbau-treibende Bantu-Stämme. Zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert drangen von Norden her hamitische Bahima-Batutsi ein, die in der Folge eine Art Feudalherrschaft errichteten, indem sie Rinder als Lehen vergaben und dadurch die grosse Masse der Bahutu straff zu organisieren verstanden.

Die Batutsi bekamen so die Macht in ihre Hände, obwohl sie eine Minderheit darstellten. Die Belgier sicherten sich ihre Hilfe, um auf möglichst angenehme Weise regieren zu können.

Als aber die Europäer mit der Zeit merkten, dass ihnen die Batutsi Widerstand zu leisten begannen, unterstützten sie im geheimen revolutionäre Bewegungen unter den Bahutu, wohl in der Hoffnung, nach einer Vertreibung der Batutsi mit den Bahutu leichteres Spiel zu haben. Zwar merkten dies die Batutsi, worauf sie ihrerseits versuchten, die Belgier aus dem Land zu jagen, aber dies gelang nicht, wodurch die Stellung der Bahutu gewaltig verstärkt wurde. Bei Erlangung der Unabhängigkeit übernahmen die Bahutu die Macht als Mehrheit und mit dem Segen der abtretenden Kolonialmacht.

Seither regiert der gleiche Präsident, was für Afrika doch eine Sel-



Watussi-Rinder tragen prächtig geschwungene Hörner, die bis 1,30 m lang werden können.

tenheit darstellt. Grégoire Kaybanda, dessen Amts dauer sich heute bereits auf fast zehn Jahre beläuft, war vorher Sekretär des Erzbischofs von Ruanda, der übrigens Schweizer ist. Auch von dieser Tatsache her erklärt sich wohl zu einem Teil die intensive Förderung, welche die Schweiz diesem Lande zuteil werden lässt.

Land ohne Zentren

Das Lebenswesen der Batutsi hatte zur Folge, dass die Streusiedlung zur markanten Eigenart Ruandas wurde. Die von der Landwirtschaft lebenden Bahutu verstreuten sich über das ganze Hochland, um genug Fläche zur Verfügung zu haben. Daher konnte sich bei ihnen wenig Gemeinschaftssinn entwickeln, wodurch sie leicht regierbar wurden.

Wer heute auf den Naturstrassen Ruandas fährt, kommt nur höchst selten durch eine Siedlung, die den Namen Dorf verdienen würde. Lediglich einige Präfekturhauptorte dienen als Marktplätze, an denen man sich trifft.

Alle diese Orte sehen einander ähnlich. Um einen zentralen Platz gruppieren sich die Gebäude, in denen die Räume der verschiedenen Dienstleistungen untergebracht sind, die Wohnhäuser der Beamten, das Spital, das Camp Militaire, die Missionsschule und weitere staatliche Einrichtungen. Im übrigen ist der Bahutu aber ein Einzelgänger geblieben, der allen Fremden zwar nicht gerade feindlich, aber doch misstrauisch begegnet.

Aus diesen Gründen kommt der Entwicklungshelfer in Ruanda mit dem einfachen Volk wenig in Berührung.

Weiss und Schwarz

Noch heute besteht ein Teil der Beamtenschaft aus ehemaligen Kolonialbeamten. Die Schlüsselstellungen innerhalb der verschiedenen Ministerien sind natürlich von Ruandern besetzt. Das Ministerium für öffentliche Bauten umfasst die drei Ressorts Hochbau, Tiefbau und Energiewirtschaft. Die betreffenden Ressortchefs wurden in Europa ausgebildet und verfügen etwa über das Niveau eines Ingenieurs HTL.

Sie alle tragen den Titel «Directeur Général». Es ist wohl überflüssig zu sagen, dass es keine normalen «Directeurs» gibt. Der Zusatz «Général» ist eben in diesem Land automatisch normal, wie denn überhaupt eine grosse Freude an wohlklingenden Bezeichnungen und Titeln feststellbar ist.

Oft macht es den Anschein, der Ruander berausche sich am formellen Zeremoniell, am Protokoll und festgelegten Formen. Oft kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, die meisten Beamten seien eigentlich ständig und in erster Linie damit beschäftigt, eine bestimmte Rolle in einem imposanten Theaterstück zu spielen:

Man ist stolz auf die erworbene Unabhängigkeit und hat einen diebischen Spass daran, nun jene Stellen einnehmen zu dürfen, die früher den europäischen Kolonialbeamten vorbehalten waren.

Man spielt daher jede gewonnene Machtposition aus und gefällt sich offensichtlich in der neuen Rolle. Wenn ein einheimischer Beamter auf der Schreibmaschine schreibt, so wird dies zum feierlichen Ritual. Es kommt ihm dabei vor allem darauf an, dass es gut tönt. Die Tastatur wird mit der unnachahmlichen Gebärde eines gefeierten Pianisten angeschlagen. Die Hingabe an die Maschine ist absolut. Was dabei herausschaut, ist Nebensache.

Es ist ganz offensichtlich, dass der Ruander es geniesst, eine bestimmte Stellung zu versehen. Daher konzentriert sich sein hauptsächliches Interesse auch nicht auf die Sachfragen, die mit seiner Beamtung zusammenhängen, sondern darauf, dass seine Persönlichkeit dabei möglichst gut zur Geltung kommt.

Es ist auffällig, wie viel sachlicher die Europäer im allgemeinen die Probleme eines Entwicklungslandes betrachten. Während die Entwicklungshelfer bei einem zu fällenden Entscheid alle Aspekte sorgfältig beurteilen und dann ihren Rat möglichst objektiv erteilen, entscheidet der zuständige eingeborene Beamte schliesslich häufig auf Grund höchst subjektiver Überlegungen. Politik und Intrigen spielen eine überaus grosse Rolle. So kommt es immer wieder vor dass ein Ruander im entscheiden den Augenblick ja sagt, weil sein Konkurrent nein sagt. Er will irgend etwas so haben, nur weil sein politischer Gegner es anders haben möchte.

Das notwendige Übel

Die Ruander empfinden die in ihrem 3-Millionen-Land tätigen Europäer keineswegs als Fremdkörper. Im Gegenteil: An die Weissen hat man sich längst gewöhnt. Früher waren es nur Belgier, heute sind es noch andere Europäer.

Die Weissen sagten in Ruanda schon immer, was zu machen war und wie man es am besten anstellte. Der Unterschied zur Zeit der Fremdherrschaft liegt einfach darin, dass heute die ruandische Regierung die letztliche Entscheidungskraft in ihren Händen hat.

Die Ruander wissen genau, dass sie vorläufig auf fremde Hilfe angewiesen bleiben. Zwar gestattet es die Unabhängigkeit den Besergestellten unter ihnen, also in erster Linie den Angehörigen der Regierung, mit einer gewissen Selbstsicherheit aufzutreten, aber ohne die technische Hilfe der Europäer kommen sie — so peinlich ihnen das ist — vorläufig doch noch nicht aus: Die Europäer sind ein notwendiges Übel!

Gerade in dieser Beziehung bewährt sich im allgemeinen die seinerzeit im Ausbildungskurs von Moghegno genossene psychologische Vorbereitung. Wer nämlich glaubt, für seine Hilfe in Ruanda mit einem Heiligenschein ausgestattet zu werden, hat sich gewaltig getäuscht.

Die Tatsache, dass die Entwicklungshelfer auf die Annehmlichkeiten, manchmal auch auf eine schnelle Karriere in ihrer europäischen Heimat verzichten, um einem unterentwickelten Volk ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen, wird wenig gewürdigt. Im Gegenteil: Die Ruander sind überzeugt, dass ihnen Europa nur solche Leute schickt, die es selber gar nicht brauchen kann!

Mir kam in Kigali oft das Neger-

büblein in den Sinn, das einst die Gabenbüchse in unserer Sonntagschule schmückte und treuherzig zu nicken begann, wenn wir Kinder jeweils einen Batzen in den Schlitz fallen liessen. Eine derart vorbehaltlose Dankbarkeit darf im Entwicklungsland nicht erwartet werden ...

Vom Patron zum Partner

Wer als Entwicklungshelfer tätig ist, muss sich stets bewusst sein, dass er lediglich beratende Funktionen ausübt und meist über keinerlei wirkliche Kompetenzen verfügt. Also muss er seine Ratschläge auf recht diplomatische Art vorbringen und dabei ständig versuchen, ein echt partnerschaftliches Verhältnis zustande zu bringen.

Dies ist im Verkehr mit den Jungen, vor allem mit jenen zwischen 15 und 20 Jahren, am besten möglich. Ich hatte neben meiner Beratertätigkeit im Ministerium auch als Lehrer zu wirken und kam daher mit vielen jungen Ruandern in Kontakt.

Wer selbst jung ist und sich auf sein Besserwissen nicht allzu viel einbildet, wird ohne weiteres auf ganz natürliche Weise als Kamerad akzeptiert. Dann macht das Unterrichten wirklich Spass. Die jungen Einheimischen finden es ganz selbstverständlich, dass der Europäer auf Grund seiner Ausbildung mehr weiß, und nehmen den Lehrstoff gleich natürlich auf, wie wenn er von einem älteren Kollegen dargeboten würde.

Bei den älteren und weniger gebildeten Ruandern liegt der Fall etwas anders. Diese Einheimischen sind es von der Kolonialzeit her gewohnt, dass der Europäer der unbestrittene Patron ist. Diese herrschende Stellung des Weissen akzeptieren sie ohne weiteres, wobei es sogar offensichtlich ist,



Ein Ruander wäre ohne Stock beinahe undenkbar: der Stecken wird ständig mitgetragen.

dass viele Schwarze noch heute bewusst einen Patron haben wollen, dem sie sich unterziehen können und der für sie sorgt.

Diese Schicht sucht also kein partnerschaftliches Verhältnis, sondern will von einem Chef klare Anordnungen erhalten, die dann befolgt werden. So war es früher: Der Weisse gab die Befehle, und der Eingeborene führte sie aus. Punktum.

Am unangenehmsten kann der Verkehr mit hohen Beamten sein. Diese wollen den Entwicklungshelfer nur zu oft spüren lassen, dass sie die heutigen Herren im Lande sind, und neigen daher manchmal dazu, die Weissen herablassend zu behandeln.

Arbeit und Armut

Der Ausbau der medizinischen Betreuung hatte zur Folge, dass sich die Bevölkerung explosionsartig vermehrte und in Ruanda heute grosse Arbeitslosigkeit herrscht. Industrie ist kaum vorhanden. Immer wieder wird man als Weisser von jungen Einheimischen geradezu flehentlich um die Vermittlung irgendeiner Arbeit ersucht.

Ich lebte in einem kleinen Häuschen und war als Junggeselle fast darauf angewiesen, eine Hilfe zu haben. So stellte ich einen Boy an, der jeden Vormittag für den Haushalt sorgte.

Da mein Boy weiterhin bei seiner Familie leben musste, legte er jeden Morgen einen Weg von 16 km zu Fuß zurück, um nach Kigali zu kommen. Ebenso selbstverständlich wanderte er nachmittags wieder 16 km zurück. Was tat's — er verdiente in der Stadt und war zuhause der bewunderte Krösus der Familie, denn er brachte jeden Monat 40 Schweizerfranken nach Hause.

Die Arbeitslosigkeit hat natürlich zur Folge, dass die Löhne sehr niedrig sind. Ein Boy verdient vielleicht, wenn's hoch kommt, 50 Franken im Monat, ein Minister 1200.— bis 1400.— Um einen Vergleich zu geben: Ein von der UNO entsandter Experte verdient im Monat bis 8000.— Franken.

Die weitverbreitete Armut der Ruander hängt natürlich auch mit der besonderen Mentalität der Einheimischen zusammen. Zwar möchten alle gerne reich werden. Doch gilt im allgemeinen nicht die Arbeit als Mittel, um reich und mächtig zu werden, sondern List und Politik. Wer arbeitet, wird oft ausgelacht. Wer geschickt politisiert, bringt es schneller zur gewünschten Machtposition. Und wer reich geworden ist, hat eher Interesse, die andern in ihrer Armut zu belassen.

Macht und Reichtum sollen eben nicht geteilt werden. Der Wohlstand des Volkes liegt den Regierenden in Wirklichkeit oft nicht allzu sehr am Herzen. Produktivität wird im Grunde gar nicht angestrebt.

Das europäische Leistungsprinzip gilt daher nicht. Es arbeitet nur der, welcher es noch nötig hat...

Ernüchterung

Es ist klar, dass jeder Entwicklungshelfer, trotz aller psychologischen Vorbereitung, nach einiger Zeit ein Nachlassen seiner Energie zu spüren beginnt. Er merkt, dass sein Einsatz nicht imstande sein kann, in kurzer Zeit die Mentalität eines ganzen Volkes zu ändern. Ich begann mir auch andere Fragen zu stellen. Es wurde mir klar, dass wohl erst nach zwei bis drei Generationen eine grundlegend neue Haltung aufkommen würde. Und dann ein weiteres: Hat nicht die ganze Entwicklungshilfe zum Ziel, die Afrikaner zur europäischen Mentalität zu bringen? Und werden die Schwarzen dannzumal überhaupt glücklicher sein?

Nach zwei Jahren sind die meisten Entwicklungshelfer entweder resigniert, weil sie spüren, dass ihre Hilfe wenig unmittelbare Früchte zeitigt, oder dann sind sie in den afrikanischen Trott gefallen und setzen sich nur noch schlecht und recht ein. Die ursprüngliche Spannung ist vorbei. Dann ist es Zeit, nach Europa zurück zu reisen.

Dazu mag auch eine gewisse Einönigkeit des Lebens im Entwicklungsland beitragen. Es gibt wenig Abwechslung. In Kigali beispielsweise konnte man ein- bis zweimal wöchentlich das Kino besuchen. Auch veranstalteten die Botschaften verschiedener Länder zu Propagandazwecken Filmabende in ihren Räumen.

Das war auch so ziemlich alles, nicht gerade viel für eine Hauptstadt! In der Provinz läuft natürlich noch weniger, das heißt nichts. So besuchte man in der Freizeit befreundete Europäer und spielte Tischtennis, Volleyball oder Karten. Auch Vulkanexpeditionen sind beliebte Ferienunternehmen.

Und doch ein Gewinn

Als ich vor meiner Rückkehr aus Ruanda Bilanz zog, wurde mir so recht bewusst, wie wenig sich Entwicklungshilfe in konkreten Werken manifestiert und wie sehr in der unauffälligen geistigen Beeinflussung der Einheimischen. Durch unser vorgelebtes Beispiel nach Jahren und Jahrzehnten wird sich zeigen, ob unsere Hilfe wirklich zu einer erfreulichen Entwicklung beitragen konnte.

Ich denke oft an Kigali. Dann sehe ich grüne Hügel, Palmenhaine, Äckerlein und versteckte Rundhütten, ich höre Kindergeschrei von überall her, sehe Watussi-Rinder mit stolzgeschwungenen Hörnern, das erdrote Band der Naturstrassen, Staubfahnen und den Volvo mit der Nummer 1, der den Präsidenten zum Nachtessen heimfährt. Ich blicke wieder in die schwarzen Kugelaugen interessierter Schüler — und dann bin ich überzeugt, nicht nur um ein paar Erinnerungen, sondern auch um wichtige Erfahrungen reicher geworden zu sein.

Ich gehe wieder!

Unterdessen habe ich in der Schweiz geheiratet. Wenn unser Kind ein bisschen grösser sein wird, werde ich mit meiner ganzen kleinen Familie erneut in ein Entwicklungsland ziehen. In welches wohl?

Kinderweisheit

Daniele wird erst mit drei Jahren getauft. Wie der Pfarrer sie mit dem Taufwasser netzt, ruft die Kleine protestierend in die feierliche Stille: «He, warum machsch du mi nass?!»

C. I.-A. in W.